

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 163 (1884)

Artikel: Man soll den Teufel nicht an die Wand malen : Humoreske

Autor: G.E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.

(Humoreske von G. E.)

Der Gallenfritz, ein Schneidergeselle von 26 Jahren, war eine von jenen NATUREN, die glauben, an ihnen sei ein Genie verloren gegangen und wenn sie als Sohn Philipps von Makedonien oder von Friedrich Wilhelm I. auf die Welt gekommen wären, so hätten die Chronikenschreiber noch weit größere Heldenhaten zu verzeichnen gehabt. Daher war in seinen Augen der Feldmarschall Georg Dörflinger, der einst auch die Nadel geführt, nur ein Stümper und Fritz der festen Ueberzeugung, daß auch noch einmal sein Tag kommen und die staunende Welt sich verwundern werde, daß sie so lange ein solches Genie habe verkennen können.

Sein Meister, der alte Schneider Lorenz, war freilich gar nicht dieser Ansicht, meinte vielmehr, ein flüchtigerer, gedankenloser Kerl sei auf dem ganzen Erdenrund nicht zu finden. Wenn er nicht seiner Schwester Sohn wäre, würde er ihn längst ausgejagt haben. Ihm sei doch wahrlich nicht gedient, wenn er meine, der Herr Wetter sei mit den Hosen oder dem Gilet, die doch schon lange genug in Arbeit seien, einmal fertig, und der Geselle studire an der schiefen Schlachtordnung des Espaniondas oder an den Heldenhaten des Rinaldo Rinaldini herum. Kein Schauerroman sei in der Leihbibliothek der Stadt, der nicht schon von ihm gelesen worden sei. Je schauerlicher es dabei zu und hergehe, je mehr geköpft, gehenkt oder gefoltert werde, je besser gefalle ihm die Geschichte. Mit Gespenstern zu Nacht essen und um Mitternacht beim Hochgericht vorbeigehen, wo ruhelose Geister ihr Unwesen treiben, wäre für den Gallenfritz eine Kleinigkeit und immer und immer frage er den Orten nach, wo früher die Marksteinverseizer als „brünnige Männer“ haben umgehen müssen, Katzen mit tellergroßen Augen den Kreuzweg bewachen und ob dem Grabe eines im Walde verscharrten Selbstmörders die „Armenfünderblume“ blühe.

So erzählte der Schneider Lorenz, wußte aber gar nicht, daß sein Geselle, der die Ehre hatte, sein Neffe zu sein, als ein „Freigeist“ aus der Fremde heimgekommen war, weder an Hexen noch Gespenster glaubte, wol aber es liebte, zu schwadroniren und mit seiner Belesenheit groß zu thun.

Als er vor Jahren in der Fremde gewesen war, hatte er während einem Winter als Statist im Theater mitgewirkt, dort die Erscheinungen in der Wolfsschlucht, die gespenstigen Nonnen in „Robert dem Teufel“, den steinernen Gast im „Don Juan“ und die Kobolde und Gnomen im „Faust“ und der „Undine“ gesehen und hatte seine helle Freude daran, wenn beim Erzählen seiner Geschichten die Dorfbewohner eine Gänsehaut überlief. In seinem Koffer waren aus jener Zeit noch verschiedene Charaktermasken, Perrücken und auch eine Teufelslarve mit Hörnern, die er zum Schrecken Anderer einmal zu verwenden gedachte.

Gelegenheit hiefür sollte sich bald finden. Am äußern Ende des Dorfes wohnte nämlich der Hansjörg Brunner, einer jener Bauern, bei denen bäuerliche Schläue mit Energie gepaart ist, mit seiner einzigen Tochter, dem 19jährigen lebensfrohen Zusanneli, einem Mädchen, dessen hübsche, braune Augen es schon mehr als einem der jungen Burschen des Dörfchens angethan hatten, mehr als gerade nöthig war, um ihr Haus herumzustreichen, das aber bisher gegen Alle freundlich gewesen war, ohne Diesen oder Jenen besonders auszuzeichnen.

Einmal war nun auch Gallenfritz mit seinem Meister zu Hansjörg auf die Stör gekommen. Daß das hübsche Mädchen auch dem zungengewandten Schneidergesellen gefiel, ist begreiflich, weniger begreiflich aber, daß der überspannte Mensch sich sofort einbildete, diese schöne Blume sei extra für ihn gewachsen, und demselben ärger den Hof mache, als ein verliebter Minnesänger des Mittelalters seiner angebeteten Dulcinea. Selbstverständlich durfte er dem hübschen Zusanneli nicht vom Schlachtfeld von Marathon, dem Ring des Polykrates, der Bettstatt des Prokrustes oder von Iwan dem Schrecklichen erzählen, sondern da wurde hervorgesucht, was verliebte Poeten einst von ihren Geliebten gedichtet und gesungen haben, wie z. B.: „Einsam wein’ ich an der Rosenstelle, wo uns oft der späte Mond belauscht! Hammernd irr’ ich ander Silberquelle, die uns lieblich Wonne zingerauscht“, — worüber aber Zusanneli herzlich lachen mußte und betonte, sie erinnere sich nicht, jemals so schmerzlich gewesen zu sein.

Sie sei weder eine Gefangene an den Wassern Babylons, noch so verzagt, wie die Braut im hohen Lied Salomons; von all dem gelehrten Krimskram verstehe sie kein Sterbenswörtchen und hege auch keinen Wunsch, denselben zu verstehen. Sie beschränke sich auf den engsten, intim und lieb gewordenen Kreis von Haus und Heimatstätte; ihr freundliches Dörfchen mit seiner einfachen Kirche täusche sie weder an die Pracht der Städte, noch an den stolzen

Glanz eines Schlosses. Einfach sei sie erzogen und ihr dabei wohl. — Bei diesen Worten lächelte sie so fröhlich und unbefangen, daß Gallenfritz sie wirklich um ihren Humor beneidete und einsah, daß man sie mit weltschmerzlichen Liedern u. Gedichten höchstens

langweilen würde. — Im Fernern sorgte aber auch Hansjörg dafür, daß der lästigen Prahlerei von Gallenfritz Schranken gesetzt wurden. In ziemlich unverblümter Weise gab er nämlich dessen Meister zu verstehen, daß er Schneider zum Arbeiten, nicht blos zum Schwatzen auf die Stör nehme und Lorenz war denn doch auch nicht so dumm, daß man ihm hätte mit der Wanne winken oder mit dem Holzschlägel deuten müssen. So bekam der Geselle in-

Folge dessen verstoßen nicht blos manchen Rippenstoß, sondern mußte sogar wiederholt die Mahnung hören: „Se, Fritz, hüe zu, und schwätz nüd alliwyl.“ (Siehe Abbildung.) — Als Zusanneli einmal Zeuge einer solchen Zurechtweisung war, mußte es hell auf lachen, was den Gesellen, der eben noch so groß gethan, natürlich nicht wenig verdroß. Er wurde roth wie ein gesottener Krebs, stach sich wiederholt tief in den Zeigefinger der linken Hand und sing denn doch nach und nach an zu begreifen, daß nicht jeder, der mit unterschlagenen Beinen auf einem Tische sitzt, schon ein türkischer Pascha ist. Von einem Extrem sprang er nun in das andere, spielte den Gefrankten, der seine Würde zu wahren wisse, da er in seinem Innern reichlich Erbsatz für die ihm vorenthaltene Anerkennung seines Wissens und die ihm widerfahrene Unbill finde.

Als aber hievon blutwenig Notiz genommen wurde, wurnte es ihn doch, — statt würdevoll und herablassend, blickte er nun verdrossen und grimmig von seinem erhöhten Sitz herab und studirte, wie er es nun anfangen müsse, um doch imponiren zu können. Aber er besaß weder die



Stärke eines Simson, noch die Größe eines Goliath, war weder ein Magier, der seine Operationen in ein geheimnißvolles reizendes Halbdunkel zu kleiden verstand, noch besonders schön und liebenswürdig. Und mit seiner Belebtheit allein hätte er keinen Rivalen aus dem Felde schlagen, bei keiner Schönen sich einen Stein ins Brett setzen können. Seine ganze Figur hatte eben sehr wenig Sympathisches. Das magere Gesicht war von safrangelber Farbe und trug den Stempel früherer Ausschweifungen. Unter der spitzen Nase sollten vereinzelte rothe Haare einen Schnauz vorstellen, sie waren aber so stachlig, daß man hätte Erdbeeren daran stecken können und alle Mühe von Gallenfritz, mit Schnauzwichse sie kultivirter zu machen, bisher vergeblich gewesen. Auch an Brustumfang hätte es ihm gefehlt, tauglich zum Militär zu sein. Als er das 20. Altersjahr erreicht hatte und mit seinen Altersgenossen zur Einschreibung sich einfand, wurde er sofort angewiesen, vor der nächsten Untersuchungskommission sich zu stellen und von dieser für immer vom Waffendienst befreit. Das hatte ihn, der geglaubt, das Zeug zu einem Prinz Eugen zu besitzen, ganz gewaltig geärgert und er nachher keine Gelegenheit versäumt, um eine solche Taktlosigkeit, die unter Umständen das Vaterland seiner tapfersten Söhne beraube, zu brandmarken. Denn wie oft hatte er schon persönlichen Mut bewiesen! In wie mancher Bataille, die von Gesellen am blauen Montag geliefert worden, hatte er sich Beulen und blaue und rothe Striemen geholt und noch räsonniert und das letzte Wort haben wollen, als er einmal auf der Wachtstube eines Polizeipostens mit dem „Hagenschwanz“ Bekanntschaft machen mußte. — Und welche Kaltblütigkeit hatte er erst auf den Brettern, die die Welt bedeuten, bewiesen, wie unerschrocken sich im Feuer und Pulverdampf, beim Erscheinen von höllischen Spuckgestalten gezeigt. — Wenn in der Oper „der Maskenball“ der Gardeoffizier Ankström den König Gustav III. erschoß, in den „Hugenotten“ alle Gräuel der Bartholomäusnacht sich wiederholten, im „Freischütz“ beim Gießen der Freikugeln in der Wolfschlucht die ganze Hölle losgelassen zu sein schien, hatte er nie gezittert und war daher jedesmal fuchsteufelswild geworden, wenn man, um ihn zu necken, die „Schneider-Courage“ von Göthe deklamirte.

Während er so seiner Statisten-Laufbahn gedachte und den Bühnen-Erinnerungen nachhing, sein Meister selbst sich über die auffallende Stille wunderte, trat Heiri Müller, ein junger Bursche aus dem benachbarten Dorfe, in die Stube, dem Vetter Hansjörg nachfragend. Als derselbe gleich nachher erschien und Zusanneli auf sein Geheiß eine Flasche Most holen mußte, Vater und Tochter den jungen Mann ganz auffallend freundlich behandelten, da kam diese Sympathie der Beiden für den Vetter dem Fritz ganz verdächtig vor, so verdächtig, daß er anstatt seiner Arbeit obzuliegen, mit offenem Maul nach jener Seite der Stube schielte, wo Heiri die linke Hand von Zusanneli drückte, während deren Rechte in seinem Krausshaar wühlte. Erst als Hansjörg, über diese Unthätigkeit erbost, nachdrücklich zu husten begann, wurde auch Lorenz aufmerksam und Fritz erhielt von ihm wieder einen Rippenstoß, der ihn bei nahe ab dem Tische geschleudert hätte, eine Manipulation, die sowol Heiri als Zusanneli nicht entgehen konnte. Fritz hätte Gift und Galle speien mögen und doch durfte er es sich nicht merken lassen. Ihm war ungefähr zu Muthe, wie einem Hahn, der eingeschlossen hinter dem Drahtgitter, zusehen muß, wie ein anderer Henning auf seinem Hofe herumstolzirt, nur mit dem Unterschied, daß er nicht krähen durfte. Daß Zusanneli dann den Vetter noch eine Strecke begleitete, und sich nirgends sehen ließ, als die Schneider Feierabend machten und heimgingen, trug natürlich auch nicht dazu bei, den Gallenfritz heiterer zu stimmen. Alle Dämonen, über die Samiel in der Wolfschlucht verfügen kounte, hätte er dem verhafteten Lebendbuhler auf den Hals schicken mögen. Daß Zusanneli ihm gegenüber keine Verpflichtung eingegangen und immerhin das Recht habe, nach eigener Neigung seine Wahl zu treffen, die zwischen dem milzsüchtigen, abgelebten Schneidergesellen und dem ferngesunden, wie eine Rose blühenden Vetter ihm nicht schwer fallen würde, — daran dachte Gallenfritz natürlich nicht.

Als am nächsten Tage Zusanneli sich noch zurückhaltender als vorher gegen ihn benahm, ihn auch nicht mehr necken wollte, sondern mehr und mehr ignorirte, — da merkte er, was die Glocke geschlagen und Ärger und Eifersucht machen ihn noch gelber, als er schon war. Er brütete Rache, — nur über die Art und Weise, wie er den ver-

hafsten Nebenbuhler recht empfindlich treffen könne, war er noch nicht im Reinen.

Daß er bei seinen rachsüchtigen Plänen nicht auf fremde Beihilfe rechnen könne war ihm klar. Aber das durfte ihn, wie er meinte, durchaus nicht davon abhalten, den Verliebten doch einen Possen zu spielen. Dem Schlaufen — denkt er — sollt es doch gelingen, was Kraft nicht mag, muß List zu Stande bringen.

Am nächsten Samstag Abend durchsuchte Gallenfritz seinen Koffer und entnahm demselben die gräuliche Teufelslarve mit den Hörnern, die er einst als Dämon in „Robert dem Teufel“ getragen hatte. Heute sollte dieselbe einmal Furcht und Entsetzen verbreiten, der Schneider zum gefürchteten Popanz werden. Auf Umwegen schlich er nach dem Hause von Hansjörg und erwartete hinter einem Streuhaufen versteckt die Ankunft von Heiri. Der war freilich schon vor ihm eingetroffen, denn in der Stube brauchte man kein Licht, da der Vollmond hell durch die Fenster schien. Behutsam näherte sich Gallenfritz nach dem zehnten Glockenschlag dem Fenster, um sich zu überzeugen, ob Heiri vielleicht doch schon da, Hansjörg aber schon zu Bette gegangen sei. Beides schien der Fall zu sein und wie jener Pedell Wirz, der im Antistitium in Zürich und im Hardthurm in Außersihl den fanatischen Antistes Kelingler so oft erschreckt, schickte sich auch Gallenfritz an, „den Teufel zu urgieren.“ — Die Teufelsmaske wurde angelegt und die Scheiterbeige bestiegen, von wo aus die unheimliche Gestalt in die Stube guckte. Richtig war da drinnen der verhasste Nebenbuhler, denn man hörte jenes Flüstern und Kosen, das nur jungen Verliebten eigen ist, was den Gallenfritz so verdroß, daß er das Gallenfieber hätte kriegen mögen. — Was half ihm nun seine Teufelsmaske, da das junge Paar ihm den Rücken kehrte und hinten in der Stube beim grünen Kachelofen saß. Es galt daher, sich bemerkbar zu machen, um so mehr, als inzwischen der Vollmond aus einer großen Wolke hervorgetreten war und die Gegend fast taghell beleuchtete.

Gallenfritz sperzte daher mit dem Fuße gegen einen der Pfähle, zwischen denen die Scheiter zierlich aufgebeigt waren und bog sich vor, um den Insassen der Stube seine Teufelsfratze zeigen und mit den Hörnern an die Fenster klopfen zu können, als plötzlich der Pfahl, auf den er sich

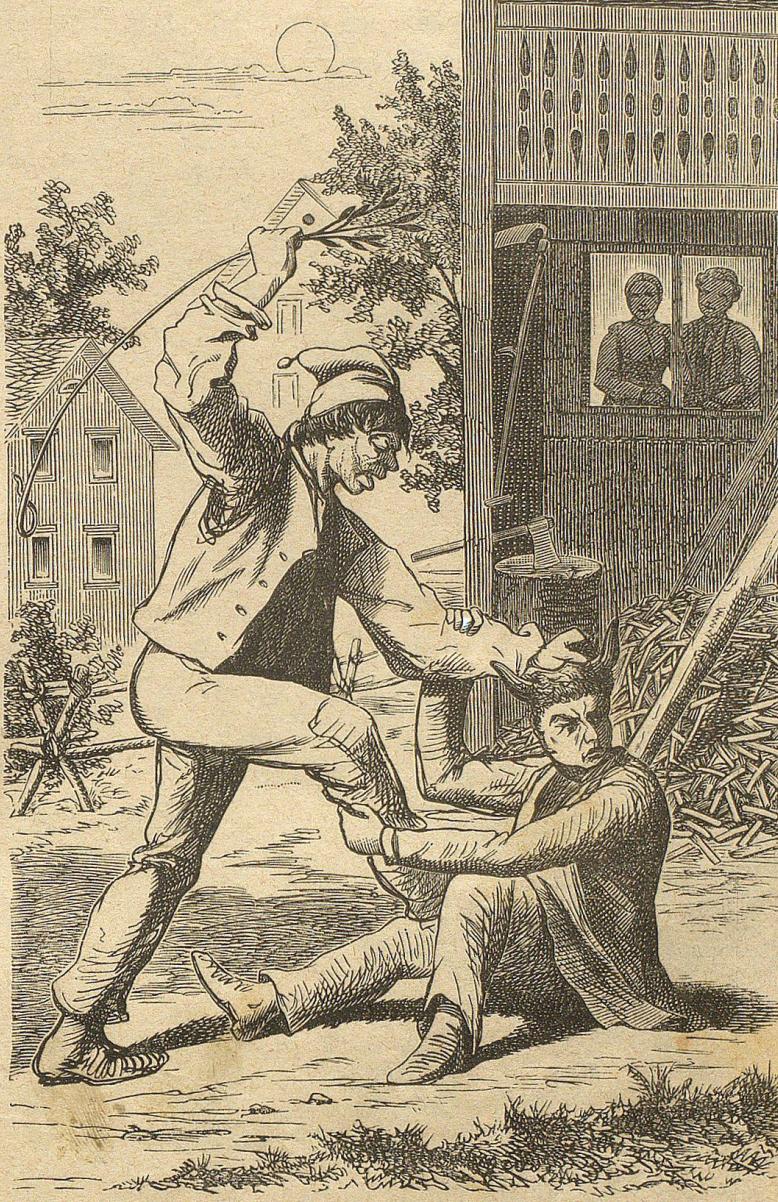
gestützt, zu weichen begann und durch dieses und die auf ihr ruhende Last die Scheiterbeige das Gleichgewicht verlor und mit lautem Krachen umstürzte, den gehörnten Helden mitreißend, der seine teuflische Rolle ganz vergessend, einen lauten Angstruf aussieß. Erst jetzt waren Zusanelli und Heiri ans Fenster geeilt, um zu sehen, was es gebe. Aber auch Hansjörg war, von dem Lärm aufgeschreckt, aus der Tenne getreten. Eine geknödeten Garbenweide in der Hand haltend, gewahrte er kaum den aus den Scheitern sich herausarbeitenden Gallenfritz, als er das Hintertheil desselben derart zu bearbeiten begann, daß dieser meinte, daß Feuer in Holland brennen zu sehen und wie ein Dachmarder schrie. So sehr war der Alte mit seiner Bastonade beschäftigt, daß er gar nicht merkte, daß eine gehörnte Gestalt in seiner Gewalt sei. Wohl aber sahen dies diejenigen in der Stube und glaubten vor Lachen platzen zu müssen, daß ein Teufel vom alten Hansjörg durchgehauen werde (siehe Abbildung). Bei der Hast und Eile, mit der dieser sich zu befreien und den Händen seines Peinigers zu entrinnen suchte, büßte er auch wirklich die Hörner ein und ließ die Larve auf dem Schauplatz seiner Heldenthat. Auch waren seine Hosen zerrissen und als endlich Hansjörg mit Prügeln aufhörte, ihm aber zu guter Letzt noch einen Fußtritt applizirte, machte sich Fritz auf das Eiligste davon, ohne sich weiter umzusehen. Wo war jetzt seine Courage, wo seine Tapferkeit geblieben? Wie ein unartiger Schuljunge war er auf das Empfindlichste gezüchtigt und derart blamirt worden, daß von längerem Bleiben im Dorf keine Rede sein konnte. Wie ein begossener Budel schlich er hinauf in seine Kammer, wo noch sein Koffer offen stand. Kaum wurde er der Perrüken, die noch obenauf lagen, ansichtig, so schmiß er wütend all das Zeug in eine Ecke und begann seinen „Berliner“ zu packen, um am Morgen in aller Frühe dem Dorfe, wo noch die barbarische Prügelstrafe herrsche, für immer den Rücken zu kehren. Lorenz hatte gar nichts dagegen einzuwenden und war froh, des lästigen Prahlers los zu werden.

Der war jetzt freilich ganz vertattert, der Ritter ohne Furcht und Tadel zum verzagten Hasenfuß geworden. Schrecken und Entsetzen hatte er verbreiten wollen und anstatt dessen die jämmerlichste Figur gespielt, sich für immer unmöglich im Dorfe

gemacht. Ehe dessen Bevölkerung sein Abenteuer erfuhr, was nicht lange dauern konnte, mußte er sein Bündel geschürt, den Staub von seinen Schuhen geschüttelt haben. — Kaum graute der Morgen, so verließ Fritz mit seinem Fesleisen in aller Stille das Dorf. Den Koffer wollte er sich nachschicken lassen, wenn er für längere Zeit Arbeit gefunden und sich zum Bleiben entschlossen habe. Recht weit aber wollte er fortgehen, an einen Ort, wo ihn Niemand kenne, es nie bekannt werde, wie übel ihm für seine Possen mitgespielt worden sei.

Doch ein Mißgeschick kommt selten allein. Wie der verrückte Ritter Don Quijote jenseitlich sich kaum von den Nachwehen einer furchtbaren Prügelei bis zur nächsten noch ärgeren erholen konnte, so sollte auch Gallenfritz heute noch mals ein Abenteuer bestehen, das er aber gar nicht aufgesucht hatte. Er mochte nämlich etwa 3 Stunden gelaufen sein, als er drei Handwerksburschen begegnete, die in zwei Tagen weiter kamen als blos in einem und dem "liederlichen Kleeball" so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Es waren dies der Zimmergeselle Balz, gebürtig aus Schleswig-Holstein, der sich aber schon seit vielen Jahren

in der Schweiz herumgetrieben und das Jassen aus dem Fundament erlernt hatte, der Schuster Anderes und der Küfer Franz, der auch als Bierbrauer an den Orten Umschau hielt, wo man keine Arbeiter brauchte. Bei allen Drei waren die hintersten Seiten des Wanderbuches eine wahre Musterkarte von Timbern aller Art und daraus ersichtlich, daß keine Gemeinde, die Zehnpfennige verabreicht, unbesucht geblieben war. Wie unter den Blinden der Einäugige König ist, so war auch Gallenfritz, den sein gutmütiger Vetter nicht ganz ohne Geld fortgelassen hatte, der Reichste der Gesellschaft und es daher nur billig, daß er den immerdar durstigen Gesellen einige Flaschen Most zukommen ließ, nach dessen Genüsse die Vier dann einträchtig ihre Reise in's unbestimmte Blaue hinein fortsetzten. — Es war ein heißer Sommertag. Tiefer Staub lag auf der Landstraße und die vier Handwerksburschen wurden daher bald räthig, sich unter den Schatten eines mächtigen Baumes zu begeben, der auf einer grünen Matte unweit von einem tiefen Weier stand. Da machten es sich die Gesellen bequem. Balz entledigte sich seines blauen Rockes und nachdem er vorsorglich ein Kartenspiel hervor



geholt hatte, machte er den Vorschlag, einen Faß zu machen. Von dem aber wollte Gallenfriz, der müde und schlaftrig war, nichts wissen, legte sich vielmehr auf sein Felleisen und begann bald laut zu schnarchen. — Süß und erquickend mochte aber dieser Schlaf nicht gewesen sein, die Erlebnisse der letzten Nacht wiederholten sich im Traum und mit den Worten:

„Das Teufelzeng“ stieß er mit dem Fuß gegen den Hut, der als Spielstisch dienen mußte, daß dieser eine mächtige Beule erhielt und dem davor sitzenden Balz die Karten aus der Hand flogen. Darüber wurde Balz zornig und wollte dem Ruhestörer einen Fußtritt versetzen, traf aber in der Hast den Küfer

Franz, der sich eines solchen Angriffes nicht versehen hatte und rückwärts auf den Schläfer flog, der erschrocken laut ausschrie. Voller Wuth sprang nun Franz auf und verließ dem Anderes, den er für den Angreifer hielt, eine gesalzene Ohrfeige, worüber der so erbost wurde, daß er seine Karten fallen ließ und den Franz durch zuwinken begann. Balz aber warf sich auf den unglücklichen Gallenfriz, als den Urheber an dem ganzen Skandal, konnte ihm aber nicht gleich beikommen, weil auf dessen Rücken Franz und Anderes sich balgten. Gallenfriz, noch halb schlaftrunken, schrie mörderlich um Hülfe und auf dem sonst so idyllischen

Plätzchen erhob sich ein heidenmäßiger Lärm, denn nun ging es, wie das Sprichwort sagt: „Die Käze über die Ratte, die Ratte über den Strick, der Strick über den Stock.“

„Teufel und Doria! Gibts denn da Mord und Totschlag,“ ließ sich plötzlich eine Stimme hören: Es war der Fischer, der die Fischenzen im Weier

und dessen Zu- und Abfluß gepachtet hatte, eine Gestalt ähnlich dem Hagelhans im Blitzloch.

Als hätte eine Bombe bei den Streitenden ein geschlagen, fuhren sie auseinander.

Gallenfriz und Balz mußten noch ihre Hüte aus dem Weier fischen, Anderes seine Dächli-kappe aus dem Schilf herausholen und diejenige von Franz war derart zertreten, als wäre sie in das Kammrad einer Spinnerei gerathen. Dann raffte Jeder sein Felleisen auf und wie ein gehetztes Wild machte sich das vierblättrige Kleeblatt von dannen. Friz zog es aber vor, nunmehr seinen eigenen Weg zu gehen, da er zur Einsicht gekom-

men war, daß Abenteuer, wie sie Don Quijote erfahren hat, sich leichter lesen als selbst erleben lassen. Das Schwadroniren konnte er sich nach und nach ganz abgewöhnen, hat auch nie mehr im Theater mitwirken mögen, sondern alle Ansuchen mit den Worten abgelehnt:

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.“

